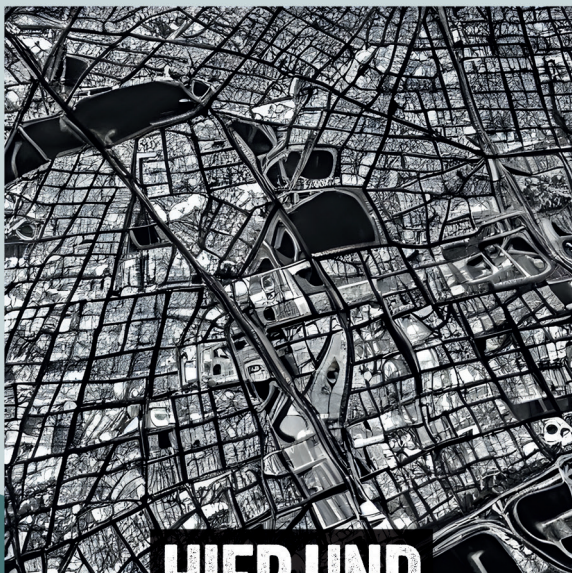


Thomas Michael Glaw



HIER UND

ANDERSWO

REISEBILDER AUS EUROPA

Reisen

Was heißt reisen? Sich treiben lassen? Sich von Punkt A zu Punkt B bewegen? Neues entdecken? Neue Freunde finden? Mit fremden Menschen sprechen?

Ich weiß es nicht. Für mich bedeutete Reisen ein Stück Abenteuer. Seit ich in jungen Jahren mit Joseph Conrad literarisch in ferne Länder fuhr, war selbst eine kurze Reise für mich ein Stück Abenteuer. Überall traf ich Unbekannte und Unbekanntes, wurde meine Perspektive in Frage gestellt. Es ergaben sich neue Blickwinkel auf ein Leben, das begann dröge zu werden. Auf einen Lebensweg, der mich gefangen nahm und einlullte, als ob ich in einen Topf mit Honig gefallen wäre.

Das eingefahrene Leben ist die Crux des 21. Jahrhunderts. Dieselben Menschen. Dieselben Vorurteile. Dieselben Meinungen. Derselbe Mainstream. Wenn wir Gefahren suchen, finden wir sie online. Der nächste Killer lauert um die Ecke. Der Gemüsehändler um die andere Ecke interessiert die wenigsten.

Ebenso wenig wie die Gemüsehändler in Rom, Madrid, Paris, Wien und anderen Städten. Auch wenn dieser Gemüsehändler möglicherweise ein interessanter Mann oder eine interessante Frau ist. Wenn er eine Geschichte zu erzählen oder gute Ware zu verkaufen hätte.

Sehen Sie, wenn ich nicht schreibe, lese oder lehre, dann koche ich. Für mich gibt es nichts Spannenderes als in einem fremden Land in einen mir fremden Laden zu marschieren und neue Produkte für meine Küche zu finden. Ich bleibe selten in Hotels. Ab und zu ist es unvermeidbar, aber wenn möglich suche ich eine Unterkunft, in der ich kochen kann. Das treibt mitunter bizarre Blüten, es erlaubt mir jedoch, mit Menschen in Kontakt zu kommen, die ich als Gast eines Hotels oder einer Pension nie kennenlernen würde.

Reisen unterscheidet sich von Tourismus. Der Tourist fährt irgendwohin, um sich selbst in einer fremden Umgebung zu finden – im besten Fall. Meisten fährt man heutzutage irgendwohin, um viele Selfies zu machen, die Nachbarn, Freunde oder Kollegen beeindrucken sollen. Jeder kennt die Orte in Neuseeland, Südafrika und Asien, wo man Schlange steht, um dieses eine geile Bild aufzunehmen, das allen beweist, dass man an dem Ort war, wo schon mindestens eine Million andere Menschen sich fotografiert haben.

Der Mensch ist ein Zoon politicon, ein Gemeinschaftswesen. Aber wir sind auch Individualisten. Wir müssen nicht gleich aussehen. Nicht den gleichen Haarschnitt haben. Nicht den gleichen Konfirmandenanzug tragen.

Wir müssen uns nicht die langen Haare glatt bügeln und Tausende von Euros zum Chirurgen tragen, um äußere Details, die nicht ins Bild passen, korrigieren zu lassen.

Wir sind neugierig. Wir wollen Neues erfahren. Das ist uns in die Wiege gelegt. Machen wir uns auf. Die Geschichten in diesem Band sind Appetithäppchen. Nehmen Sie ein wenig Geld mit. Studieren Sie die Speisekarten. Achten Sie auf das Ungewöhnliche.

Natürlich wird es in diesem Buch auch um Fotografie gehen. Sie begleitet mich seit fünfzig Jahren und ist Teil meines Lebens. Außerdem werde ich wieder einigen Leuten auf die Zehen treten. Es ist nicht böse gemeint, nur ehrlich.

Hier
Reisebilder aus Deutschland

Narben und Narren: Köln

Bei meinem letzten Besuch in Köln ging ich mit meiner Mutter durch die Straßen am Eigelstein, einer der ältesten Kölner Straßen. Sie wurde von den Römern erbaut und wird noch heute genutzt. Gott sei Dank ist ihr Zustand deutlich besser als jener der Straßen in Rom, auf denen ich mir schon einige Male bei meinem morgendlichen Lauf den Fuß verstaucht habe.

Für meine Mutter war es eine Reise in die Vergangenheit. Sie wollte mit 85 noch einmal das Haus sehen, in dem sie als junge Frau gewohnt hatte. Das Haus, in dem sie meinen Vater kennengelernt hatte. Die Erinnerungen ließen sie während unseres Aufenthalts nicht mehr los. Das Haus, in dem sich eine Bäckerei befand, das Haus, wo der Zahnarzt seine Praxis hatte. Straßen, durch die Lastwagen mit Kohlen fuhren. Ihr kleiner Bruder rannte die Treppen hinunter, um verlorene, zerbrochene Briketts aufzusammeln. »Fringsen« nannte man das zu jener Zeit,

nach der Silvester-Predigt des Kardinals Frings. Es war quasi die Erlaubnis, aus Not heraus zu stehlen.

Meine Erinnerungen an Köln beginnen rund vierzig Jahre früher. Ich begleitete meinen damaligen Chef auf eine Dienstreise. Es war Faschingsdienstag und ich fand Köln schmutzig und mit Schnapsleichen übersät. Bei aller vorgeblichen Fröhlichkeit hinterließ die Stadt bei mir einen schalen, heruntergewirtschafteten Eindruck. Ein Bild der Enge zwischen zusammengewürfelten Bauten hatte sich in meinem Gedächtnis festgesetzt.

Dreißig Jahre später brachte mich ein Kongress zurück in die alte Stadt am Rhein und ich begann, sie mit anderen Augen zu sehen, vielleicht sogar zu verstehen. Die platten Witze jenes Faschingsdienstags, der in Köln so etwas wie den Kater nach einer durchzechten Nacht darstellt, hatten sich in eine selbstironische Nabelschau verwandelt.

Ich begann, die Narben in der Bausubstanz zu erkennen, die in Köln deutlich sichtbarer sind als in anderen deutschen Städten, die im Zweiten Weltkrieg durch Bomben zerstört wurden. Hier ignoriert man Narben nicht, man schminkt sie nicht, man hat gelernt, mit ihnen zu leben.

Narben sind hochinteressant. Sie lassen uns wissen, dass unserem Gegenüber etwas Schmerzhafes passiert ist. Auch bei der Diagnose sind sie hilfreich. Seelische Narben sind schwieriger zu identifizieren; wenn man sie entdeckt, ist es leider oft zu spät.

Bei Gebäuden ist das anders.

In der letzten Woche hatte ich das Glück, wieder einmal in Köln und Aachen zu sein. Neben der Atmosphäre, die

einen dort umfängt und die das Nachdenken über drängende Fragen ungeheuer erleichtert, hatte ich Momente der Muße oder gar des Müßiggangs, um mit offenen Augen durch die Straßen zu gehen.

Mir fielen wiederum die Narben auf.

Wer wie ich einen großen Teil seines erwachsenen Lebens in München verbracht hat, weiß um die Kunst, Narben zu verbergen. Das lernt man nicht nur als Alumnus der medizinischen Fakultät, man lernt es auch, wenn man mit offenen Augen durch die Straßen geht. Es ist eine Frage der Ästhetik. Kann ich es ertragen, im Stadtbild Lücken zu lassen, oder muss ich sie mit zeitnahen Rekonstruktionen auffüllen? Alternativ: Kann ich es aushalten, dass sich dort temporäre Architektur – so schlecht sie auch sein mag – breit macht?

Ich finde es reizvoll, dass sich gerade im Rheintal, das über Jahrhunderte unter wechselndem Kriegsglück allen Arten von Besetzungen und massiven Zerstörungen zu leiden hatte, diese Leichtigkeit des Seins bildete. Oder gerade deswegen?

Man mag manches, was dort architektonisch gewachsen ist, für unschön halten. Es steht allerdings für die Menschen und die Gesellschaft, in der es gewachsen ist. Insofern ist es für mich zunächst einmal schön. Der Ausdruck menschlichen Seins und auch des Unsinn, den es gebiert, gebietet einen gewissen Respekt. Ich finde zudem, dass eine solche Haltung wesentlich realitätsnäher ist als die, die ein Disneyland mit anderen Mitteln schafft.

Geschichte und Geschichten, die sich in Narben zeigen.

Masken

Wenn man noch nie zu »Fastelovend«, sprich zu Karneval in Köln, war, hat man etwas verpasst. Es ist mehr als nur eine Stadt im kollektiven Wahn. Menschen verkleiden sich, um aus der Normalität auszubrechen. Wir alle tun das täglich, nicht mit dem Ziel, der Realität ein Schnippchen zu schlagen, sondern um jene merkwürdige Normalität des beginnenden 21. Jahrhunderts zu leben, in der BWL-Absolventen dunkle, eng geschnittene Anzüge tragen, Damen »Power Dresses«, und diejenigen, die oben angekommen sind, Brioni.

Ich erlebte Köln zum zweiten Mal in Verkleidung. Die Maske wird Teil der Stadt. Manche Kölner verwandeln sich mit wenigen Strichen billiger Schminke, andere verwenden ein unglaubliches Maß an Fantasie, Kreativität und Energie darauf, anders auszusehen.

Ich habe bewusst den Titel »Masken«, nicht »Narren« oder gar »Jecken«, gewählt. Letztere sind mir zu vieldeutig. Im Mittelalter war das ein auffällig gekleideter Spaßmacher am königlichen Hof, oft der Einzige, der dem Monarchen die Wahrheit sagen durfte. In unserem heutigen Sprachgebrauch ist der Narr oft unreif, tollpatschig oder schlicht dumm. In Köln sagt man: »Jede Jeck ist anders« und »Jet jeck simmer all«. Jeder, der an dem »Fastelovend« sprich am Karneval teilnimmt, ist also ein Jeck. Die Organisierten nennt man allerdings eher »Karnevalisten«.

Wenn man ins Gespräch mit ihnen kommt, ist es meist von schnellem Wortwitz, oft mit hintergründigem Humor geprägt. »Häuptling schnelle Zunge« nannten wir einen

befreundeten Kölner hinter vorgehaltener Hand, der zur »fünften Jahreszeit« stets in seine Geburtsstadt zurückeilen musste.

Als Augenmensch waren es die Masken, die Kostüme, das Lachen der »Jecken«, vor allem der Teilnehmerinnen und Teilnehmer an den Schull- und Vedeel-Zöch, den Zügen mit den Motivwagen, die Schulen und Stadtviertel gestaltet hatten und die Vorgruppen zum »Zoch«, dem Rosenmontagszug darstellen, die mich faszinierten.

Zwischen Berlin O und Wannsee

»Wanderer, kommst du nach Berlin«, so möchte man schildernd beginnen, nur was sollte man denn verkündigen, wenn man dort angekommen ist? Um den Charme und das kleinflächige Chaos des Flughafens Tegel hinter sich zu lassen, muss es einem gelingen, den passenden Stadtbus zu finden. Hat man diese Odyssee abgeschlossen, erwarten einen desolate Straßen und Berliner Busfahrer, die damit umzugehen wissen.

Ich hatte nicht die Absicht, etwas zu verkündigen, ich wollte ein paar Tage in Deutschlands Hauptstadt verbringen. Der Osten der Stadt stand im Zentrum meines Interesses, auch um zu sehen, ob es denn den berühmten kleinen Unterschied zwischen West und Ost gebe.

Nachdem ich Baustellen und viele Treppen in noch mehr U-Bahn-Stationen hinter mich gebracht hatte, stand ich mit Hilfe eines altmodischen Stadtplans auf der Karl-Marx-Allee. Stalinallee hieß sie einst, aber die Geschichte

verurteilt Despoten wie Heilige zu Staub. Karl Marx blieb.

Sozialistischen Zuckerbäckerstil nennt man den Baustil, auch wenn die Zeit eher von Straflagern und Ermordeten geprägt war und nicht von Süßem. Die Straße war erstaunlich leer, kaum jemand saß auf einer Bank oder betrat eines der Gebäude. Das Kino International ist und bleibt eine Stilikone. Es repräsentiert eine Moderne in einem Staat, der alles andere als modern war. Ein Staat, der auf dieselben Unterdrückungsmechanismen setzte wie die letzten Jahrhunderte des Feudalismus, wie Karl Marx es nannte. Das Licht war nicht perfekt, viele Eingangsbereiche wurden renoviert, und doch ließen sich kleine Stilleben finden.

Ich lenkte meinen Gang sodann in Richtung East Side Gallery, die ich *live* erleben wollte. Natürlich kannte ich viele Bilder, natürlich war mir klar, dass es ein Touristenmagnet ist. Eine Selfie-Brigade in dieser Stärke überraschte mich dann doch. Die Bilder auf der Wand schienen kaum zu interessieren, bestenfalls als Hintergrund. Ein Pärchen in den frühen Fünfzigern entblödete sich nicht, als Bettler vor der Wand zu posieren. Sie und die erwachsenen Kinder, die sie begleiteten, fanden das lustig. Einen echten Bettler, der sie ansprach, sandten sie mit einem herrischen Kopfnicken seines Weges.

Die zahlreichen Bettler hier und anderswo in Berlin halten oft nicht einfach die Hand auf, sie bitten mit einer Geschichte, mit einem Wortwitz, mit einem schiefen Lächeln. Da drückt man schon mal den einen oder anderen Euro ab.

Es war die dem Wasser zugewandte Seite, die die spannenderen Bilder bot. Mich faszinierte hier der natürliche Übergang zwischen schwarz-weiß und farbig.

Um den Alexanderplatz herum lassen sich weitere Zeugnisse der zur Schau gestellten, vermeintlichen Modernität des Regimes in der Hauptstadt der DDR finden. An vielen Gebäuden nagt eindeutig der Zahn der Zeit, und doch stehen sie für eine architektonische Moderne, deren gesellschaftliche Komponente nie in der DDR angekommen ist. Auch wenn die Trambahnen Farben ins Bild bringen, ist es die Farbe Grau, die das Bild bestimmt.

In einigen Teilen Ostberlins ist dieses zur Schau gestellte Grau einer Farbigkeit gewichen, die einen Gegenentwurf darstellt. Ein schönes Beispiel ist der Friedrichshain, wo sich ein sympathischer Kietz gebildet hat. Ein Kietz, in dem man gerne spazieren geht, in Cafés wie dem ›Hüftgold‹ gerne frühstückt und die Bienen bei ihrer Arbeit beobachtet. Es verkomme zur Touristenattraktion, hörte ich schon bei diesem Besuch im Jahr 2017. Gewiss, es gab dort einige Touristen um halb zehn Uhr morgens. Die Mehrheit der Frühstückenden schienen mir jedoch aus der näheren Umgebung zu kommen.

Begeben wir uns in die nobleren Teile Berlins. Die Unterschiede zu vergleichbaren Vierteln in anderen zentraleuropäischen Millionenstädten verschwinden auch in Berlin. Man hat den Eindruck, die Menschen haben etwas zu verheimlichen. Man liest an den Klingelschildern nichts oder bestenfalls Initialen. Was möchte man verbergen? Seine Identität? Oder ist es der Wunsch, prominenter, bekannter zu wirken als man eigentlich ist?

Wenn man in Charlottenburg spazieren geht, stehen neben Häusern, die offenbar den Weltkrieg überlebt



East Side Gallery, Berlin

haben, weiß gehaltene Burgen, deren langweilige Gärten vor allem durch Kameras beherrscht werden. In den Gärten der alten Häuser sitzen abends Menschen an schön gedeckten Tischen, die miteinander sprechen, lachen, essen und trinken. Und am Klingelschild steht ›Familie Schulz‹.

Wann immer ich in Berlin bin und Zeit habe, fahre ich an den Wannsee hinaus, um das Grab von Heinrich von Kleist zu besuchen. Frühmorgens gehe ich den kurzen Weg zu dieser Stätte gern, denn man ist meistens allein mit der Natur und seinen Gedanken. Als Schüler fuhr ich während einer Berlinreise mit der S-Bahn nach ›Wannsee‹ hinaus, um an dieser Stelle zu stehen. Warum bin ich wieder dorthin gefahren?

Ich hatte in der vergangenen Woche wieder einmal in der Autobiografie Marcel Reich-Ranickis gelesen. Er erzählt, wie ihn ein polnischer Setzer lebend durch die Nazizeit gebracht hat, und er berichtet auch, wie sehr jenen Setzer seine Nacherzählung des Prinzen von Homburg beeindruckte. Reich-Ranicki ergänzt, der Setzer habe gesagt, dass dieser ›Hamburg‹, wie er den Prinz von Homburg nannte, die Nazis nie toleriert hätte.

Der Prinz von Homburg hat mich schon als Schüler fasziniert. Ein Träumer, der zerrissen ist zwischen den Pflichten im ständischen Staat und dem, woran er meint zu glauben. Und am Ende war alles nur ›Ein Traum, was sonst‹. Mein Deutschlehrer hat immer versucht, Heinrich von Kleist als eben diesen Träumer darzustellen – ich bin nicht dieser Meinung. Heinrich von Kleist mag Träume gehabt haben, wir haben alle Träume. Er wollte jedoch auch wie jeder Schriftsteller Erfolg haben. Als er mit vielen

seiner Pläne gescheitert war, nahm er sich am Wannsee, nachdem er seine Geliebte auf ihren Wunsch hin erschossen hatte, das Leben.

Erfolg, auch vermeintlicher oder vorgegebener, treibt auch am Wannsee seine Blüten. Beleg dafür sind die zahlreichen Häuser, die ›S‹ oder ›FD‹ beherbergen. Umfangreiche Grundstücke, auf denen alten Häuser stehen, werden mit neuen Gebäuden zugebaut, die für eine gesichtslose Moderne stehen. Der aufstrebende Wohlstand in Berlin braucht eben eine neue Bleibe am Wannsee.

Der Prinz von Homburg suchte keinen Erfolg. Letztlich wollte er dem System dienen. So schildert es Kleist zumindest am Ende. Kann das ein Ziel sein? Muss man das System nicht eher permanent in Frage stellen, um es seinem wahren Ziel zuzuführen? Wenn wir wollen, dass alles bleibt, wie es ist, dann ist es nötig, dass alles sich verändert, schreibt Giuseppe Tomasi di Lampedusa in seinem *Gattopardo*.

Ich kann den Besuch an den Seen an einem Morgen trotzdem empfehlen. Die Ruhe im Wald und der Blick auf Seen und Kanäle – wo er noch nicht zugebaut ist – ist ein Gegenentwurf zu Hektik, Menschenmassen und Baustellen im Zentrum der Stadt.

Belgische Spitzen

Ich wollte schon seit langem einmal die flämische Kustram, die Küstentrambahn, ausprobieren und den »Flanders Fields« ein wenig nachspüren.

Beginnen wir am Anfang. Ich war zum fünfundachtzigsten Geburtstag meiner Mutter in Köln und wollte von dort aus mit der Bahn nach Brügge reisen. Ich hatte mich bewusst für die Bahn entschieden, denn die Verbindung über Brüssel ist günstig, und wollte mich in Flandern mit »de Lijn«, dem dortigen Nahverkehrsverbund, bewegen.

Zunächst erwartete mich am Kölner Hauptbahnhof das übliche DB-Chaos. Verspätete Züge, ausgefallene Züge, ausgefallene Entschuldigungen für ausgefallene Züge und Hinweistafeln, die so schnell rotierten, dass man mit dem Lesen nicht nachkam. Züge verschwanden, tauchten wieder auf, verschwanden wieder, wurden geteilt, und aus zehn Minuten Verspätung wurden erst zwanzig, dann vierzig.

Endlich kam der ersehnte ICE. Glücklicherweise hatte er noch die Originalnummer, so dass meine Platzkarte gültig war und ich mich nicht um einen Stehplatz im Gang prügeln musste. Nachdem wir den englischen Enkel einer Hamburger Großmutter zwischen uns platziert hatten, so dass Oma nicht mehr auf dem Koffer sitzen musste, rum-pelten wir los Richtung Aachen.

Das Anregende an solchen Zugfahrten sind die Gespräche, die sich ergeben. Nachdem wir die jeweiligen Verspätungen bis zu diesem Zeitpunkt durchgehechelt hatten (3 Stunden aus Kiel, 2 aus Hamburg), versuchten wir zu ermitteln, ob Großmutter und Enkel in Brüssel ihren Eurostar nach London erreichen würden. Die Chancen glichen einer Achterbahnfahrt, da die Verspätungsangaben im Onlineportal der Deutschen Bahn so schnell wechselten wie die Lottozahlen. Bald war jedoch klar: Das wird nichts mit dem Eurostar. Es würde eine nicht geplante Übernachtung in Brüssel werden. Als der Zug sich in Aachen ein wenig leerte, zogen die beiden ins Nachbar-abteil um, wo auch der junge Mann einen komfortablen Sitz hatte. In unserem Abteil wandten sich die Gespräche der Welt der Oper zu, vor allem der mangelnden musikalischen Qualität der Semperoper. Salzburg bekam ebenso sein Fett ab. Geht doch nichts über Lästern im Erste-Klasse-Abteil.

Dann fing auch ich an zu rechnen und es begann erneut das Lotteriespiel mit den Verspätungsangaben. Besonders amüsant war es in den letzten vierzig Minuten der Reise. Überschreitet man die geplante Ankunftszeit am Endbahnhof, ist für die Bahn der verspätete Zug nämlich angekom-

men und man bekommt keine Angaben mehr. Am Ende habe ich tatsächlich noch den IC nach Brügge erwischt. Trotz sieben Minuten Umsteigezeit und obwohl ich erst auf Gleis 6 erfuhr, dass es heute von Gleis 16 losgeht. Ich war nicht einmal außer Atem.

Dieser belgische Intercity erinnerte mich an die Regionalzüge im China der achtziger Jahre, mit denen ich von Beijing nach Chengde gefahren bin. Es saßen zwar nicht vier Leute in der zweiten Klasse nebeneinander, sondern nur drei, aber ich war schon lange nicht mehr durch halb im Freien liegende Verbindungen zwischen Waggons gelaufen. Ein wahrhaft nostalgisches Erlebnis.

Als ich die erste Klasse gefunden hatte, war sie gut besetzt. Es gab allerdings eine Vierergruppe, in der eine Dame saß, die ihren Koffer so drapiert hatte, dass von Anfang an klar war: Meins!

Normalerweise lasse ich mich von so etwas nicht abschrecken, aber die Dame hatte einen Blick, der mich stark an eine Französischlehrerin erinnerte und nichts Gutes verhieß. Sie war in der Tat Französin. Ich lächelte freundlich, wuchtete meinen Koffer in die Kofferablage und setzte mich der Dame gegenüber. Sie schaute kurz von ihrem Buch auf, blickte mich an, wie man eine Spinne auf dem frisch polierten Parkett anblickt, und fragte mich auf Französisch (Ha!), ob sie ihren Koffer wegnehmen soll. Ich antwortete in meinem besten Französisch, das sei nicht nötig, was mir noch einen kritischen Blick eintrug. Wahrscheinlich war sie wirklich Französischlehrerin, und mit meinem ‚Subjonctiv‘ stimmte etwas nicht. Die Pointe kommt, wie immer, zum Schluss. Als der Schaffner kam,

stellte sie ihm eine Frage auf Französisch; bei den Flamen ruft das gegebenenfalls Irritationen hervor. Bei einer genaueren Inspektion ihrer Fahrkarte stellte sich heraus, dass sie nur über ein Billet zweiter Klasse verfügte. So kommt man, unverdientermaßen mögen Sie sagen, zu Ruhe, Frieden und einem Fensterplatz.

Brügge

Ich verließ in Brügge den Vorortzug, der unter dem Deckmantel eines Intercitys unterwegs war, und es begann zu regnen. Meine unfehlbare Doro hatte den Weg zu unserem Huisje, sprich unserer Heimstatt für die nächsten Tage, mit 1,7 km oder 23 Minuten ausgemacht. Im Zug hatte es kein Bier gegeben. Ich hatte die Faxen dicke. Es begann heftiger zu regnen.

Der Taxifahrer hatte sein Handwerk offensichtlich in Les Mans gelernt und fuhr uns in unter sieben Minuten in die Gapaardstraat. Natürlich war es nicht kurz vor acht, wie geplant, sondern eher kurz vor zehn. Und es schüttete. Meine Wenigkeit hatte nur eine dünne Regenjacke eingepackt, die ich üblicherweise zum Laufen anziehe und die nicht mehr besonders dichthält. Aber ein Bier oder zwei und etwas zu essen wären nicht zu verachten. Also keine Müdigkeit gescheut.

Der erste Eindruck von Brügge war: Hier werden um zehn Uhr die Bürgersteige hochgeklappt, insbesondere an einem Donnerstag, wenn es regnet. Menschen hetzten nach Hause, Kneipen wurden geschlossen, Kellner standen an Theken und schüttelten auf einen fragenden Blick den Kopf. Mein Gesicht wurde immer länger und mein

Hemd unter der angeblichen Regenjacke immer nasser. Auf dem leeren, aber immerhin überdachten Fischmarkt legten wir eine Pause ein. Ein Blick aufs Handy bestätigte, dass die einzige Kneipe weit und breit, die offen zu haben schien, Delaney's Irish Pub war. Also zurück in den Regen. Und, oh Wunder, der Laden war auf und proppe voll (klar, alle anderen hatten ja zu). Man servierte uns ein »Brugse zot«, also einen »Brügger Narren«, ein helles Bier, in unter fünf Minuten. Wenig später stellten sie einen eher geschmacklosen Shepherd's Pie auf den Tisch, aber er war warm und wir hatten Hunger. Und das Bier war wirklich nicht schlecht. Auf dem Heimweg nieselte es nur noch. Wanderer kommst du nach Brügge, vergiss also nicht, dass du nach zehn Uhr zum Irish Pub musst.

Wenn man in der Nähe des Kanalsystems wohnt, das Brügge umschließt, bemerkt man nicht viel von den allgegenwärtigen Touristen. Das eine oder andere Paar spaziert über die schmalen Bürgersteige, die durch die entlang der Hauswände abgestellten Fahrräder noch enger werden. Beim Bewohnen eines Ferienhauses in der Peripherie fällt einem Ende August auf, dass sich Belgien im Sommerferienmodus befindet. Die Bäcker und Metzger sind geschlossen.

Beim morgendlichen Lauf entlang des Kanals begegnen einem Menschen, die lächeln und freundlich grüßen. Katrijn hat mich beim gemeinsamen Stretchen sogar auf einen Kaffee eingeladen. Das rüde Erwachen folgt, wenn man sich nach der ersten in Ruhe verbrachten Nacht in Richtung Stadtzentrum aufmacht. Je näher man diesem kommt, desto zahlreicher werden die Menschen, die offenbar orientierungslos einem magischen Zentrum zustreben.

Die Vielgestalt der Sprachen nimmt zu, die Vielfalt der Geschäfte nimmt ab. Wer braucht denn 12 Schokoladengeschäfte auf einem viertel Quadratkilometer? Zara, Boggi, H&M und wie sie alle heißen habe ich auch in München. Gewiss, ich hatte damit gerechnet, dass es in Brügge ein gerütteltes Maß an Geschäften gibt, die den modernen Touristen bedienen. Dass sie die ganze Altstadt in Besitz genommen hatten, hat mich schon erstaunt. Da ist mir Rom oder Madrid lieber. Zugegeben, diese Städte sind schlicht größer, da fällt es nicht so auf.

Erstaunlich fand ich auch die hohe Zahl an Leerständen: Geschäftsräume ebenso wie Galerien. Ob der Verkauf der Seele an den Tourismus nur zum Teil geglückt ist? Und wenn, zu welchem Preis?

Der Begriff des »Overtourism« macht seit Jahren die Runde. Er findet sich in der Neuen Zürcher Zeitung ebenso wie in der Financial Times und anderen angesehenen internationalen Publikationen. Ich verband in der Vergangenheit das Phänomen des übermäßigen Tourismus meistens mit Venedig. Vor einigen Wochen wurde mir in Rom bewusst, was der plötzliche Zustrom von 60.000 Menschen – in diesem Fall Jugendliche überwiegend mit den besten Intentionen – für eine Stadt bedeutet.

Durch Brügge lief ein wohlhabendes, internationales Publikum, wir hörten ein Dutzend Sprachen oder mehr. Vor jedem halbwegs alt wirkenden Haus bewegten sich zahllose Handys durch die Luft, um es auf die nicht mehr existierende Platte zu bannen. Meistens verschwindet es dann auf Nimmerwiedersehen in der Cloud.

In Navid Kermanis Buch »Entlang der Gräben« sagt eine Führerin, das Fotografieren der Fresken sei auch ohne

Blitz verboten. Wegen der Eiligkeit. Als uneiliger Fotograf finde ich, dass sie Recht hat. Ein gutes Bild bedarf der Zeit, des Nachdenkens über Licht und Schatten und gegebenenfalls des Wiederkommens. Aber es geht gar nicht mehr um Bilder. Das Selfie ist zur Gewohnheit geworden, so wie man das Telefon abnimmt, wenn es läutet. Man denkt nicht darüber nach und vergisst es schnell. So wie die auf dem Handy gespeicherten Bilder. Außer sie sehen richtig cool aus. Dann kann man sie posten.

Für mich sind die Touristen, die ich in Brügge erlebte, die Totengräber des Reisens. Mäßig informiert und meistens kaum interessiert an den Menschen, die dort leben. Weder Sprache noch Kultur scheinen ernsthaft wahrgenommen zu werden. Eigentlich möchte man nur ein paar hübsche Bilder knipsen. Sagen, dass man da gewesen ist und belgische Schokolade gekauft hat. Die Geschäfte mit belgischer Spitze waren übrigens meistens leer. Too old school.

Es gibt Orte, wo mich dieser Tourismus nicht überrascht. Im alten Brügge war das schon der Fall. Vielleicht hatte ich die Anziehungskraft der Stadt unterschätzt. Auf alle Fälle jedoch den Einfluss des Tourismus auf das Leben der Menschen. Der Gesichtsausdruck der Brügger, die sich auf ihren Fahrrädern durch die Menschenmassen schlängeln, ist zwischen genervt und stoisch. Die Stadt scheint vom Tourismus zu leben. Dass dem nicht so ist, bemerkt man erst jenseits des Altstadtgürtels. Dort gibt es viel mittelständische Industrie, normale Wohngebiete, normale Märkte und Geschäfte. Oder wenn man mit normalen Menschen in der Kneipe am Eck ein Bier trinkt.

Dort beginnt man mit drei fehlerbehafteten Sätzen auf Niederländisch ein Gespräch, das sich meist auf Englisch fortsetzt und Spaß macht.

Ob die Stadt ihre Seele den omnipräsenten Heuschrecken verkauft hat, die nichts verstehen und alles konsumieren? Die Gastronomiepreise bestärken diesen Eindruck. Das belgische »Nationalgericht« moules frites habe ich in Paris schon deutlich günstiger gegessen. In Brügge ist es ab 24 Euro pro Person zu haben ... Croque Monsieur haben wir zu Preisen zwischen 11 und 16 Euro gesehen. Das ist, nebenbei bemerkt, ein Toast mit Käse. In der Nähe des Place d'Italie in Paris bezahle ich dafür 4,50 Euro.

Der Tourist mag es zahlen, und dennoch ist es der Massentourismus, der zukünftig das Reisen schwierig, wenn nicht gar unmöglich machen wird. Städte, die aus diesem Trend Kapital schlagen, sind zur geschminkten Gesichtlosigkeit verdammt. Sie müssen oberflächlich versuchen, den einzigartigen Charakter ihrer Stadt zu präsentieren, während ihnen hauptsächlich daran gelegen sein muss, die Notwendigkeiten des internationalen Tourismus zu befriedigen. Sie müssen Touristenströme managen, die glauben, sich in einem einzigen großen Disneyland zu bewegen und dort ihr Geld verteilen. Das, was die Städte ausmacht, historisch, gastronomisch, aber auch zwischenmenschlich, bleibt dabei auf der Strecke.

Für mich stellt das eine Selbstaufgabe dar. Es bedeutet die Transformationen historischer Stadtzentren und zauberhafter Landschaften zu Themenparks. Europa, das voll realer Geschichte ist, wird nur noch Second Hand erfahrbare werden. First Hand ist zu kompliziert. Vielleicht auch

zu ehrlich. Auf alle Fälle zu groß und zu bunt. Wir mögen es heute einfach und am liebsten auf einem kleinen Bildschirm.

Flanders Fields

Beim Reisen durch Flandern fühlt man sich wie Daniel und Cassiel, die zwei Engel in Wim Wenders »Der Himmel über Berlin«. Man ist ein Suchender, und die Vergangenheit holt einen immer wieder ein. Auf schmalen Betonstraßen, die an die grenznahen Pisten der ehemaligen DDR erinnern, durch die Landschaft rund um Ypern fahrend, lässt einen der Tod nicht los.

Wie viele Schlachten sind hier geschlagen worden.

Wie viel Blut hat diesen Boden getränkt.

Erinnerungen an Indochina kommen auf, an Bilder, die ich während meiner militärischen Ausbildung sah, doch die Schauplätze der beiden Weltkriege, hier in Belgien, stehen emotional näher.

In fast jedem Dorf erinnert ein Meer von weißen Kreuzen an die anderthalb Millionen jungen Männer, die bei diesem sinnlosen Gemetzel ihr Leben ließen. Aber welcher Krieg ist nicht sinnlos, welche geschlagene Schlacht hat die Menschheit je ein Stück weitergebracht? Hügel, um die herum Zehntausende ihr Leben verloren, liegen heute friedlich im Abendlicht. Allenfalls ein hektischer deutscher Tourist aus Bonn, der, sein Auto im Halteverbot parkend, schnell ein paar Fotos macht, stört die Ruhe.

Ob die Größe der Monumente wirklich der Größe der Opfer entspricht?

Einzelne Obeliskens stehen in der Landschaft herum, als ob sie selbst langsam den auf ihnen proklamierten Heldenmut in Zweifel ziehen.

Es sind so viele Namen, gemeißelt in Stein, fein säuberlich mit Rängen und Regimentern, dass die Buchstaben vor meinen Augen zu tanzen beginnen.

So viel Blut. So viele Verwundete, Verstümmelte, im Gaskrieg Erblindete oder erbärmlich Erstickte. Es ist gut, Erinnerungen zu bewahren, aber wenn man an diesen Stellen spazieren geht, wird die Erinnerung zu einer gewaltigen Last.

In Langemarck liegen mehr als 40.000 junge Männer. Man nennt den Friedhof auch den Studentenfriedhof. Besoffen von den anfeuernden Worten des letzten deutschen Kaisers starben sie in einer Schlacht, auf die sie nicht vorbereitet waren. Was hätten sie noch vorgehabt? Welche Bücher sind nie geschrieben, welche Lieder nie komponiert, welche Geliebte nie gestreichelt worden?

Es scheint Frieden zu herrschen. Zumindest für den Moment. Einst heiß umkämpfte Kreuzungen sind zu viel befahrenen Kreisverkehren geworden, Hügel, um deren Besitz jahrelang getötet wurde, ermöglichen einen schönen Blick auf Ypern.

Über allem liegt eine eigenartige Stille.

Eine Stille, die schreit.

Ein ausgetrockneter Boden,

der das vergossene Blut kaum zu verhüllen vermag.